

(Nachdruck verboten.)

15]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Hg.

Der heutige Galdenstein Holzschlag lag wieder einmal zu höchst im Segesserwald, was für die Schlittler immer ein besonderes Fest war, weil diese Talsahrt am meisten Geschick erforderte. Es gab da Gefälle und Kehren, die für den Unberzten geradezu hals- und heimbrechend ausfielen und nicht wenige, die der leidigen Sitte und Schneidigkeit wegen mitmachten, hatten beim Aufstieg ihre stillen Kümmernisse, was die heile Rückkehr anbetraf.

War die Weinernte im bäuerlichen Kalendarium der höchste Festtag des Wohlstandes, so galten andererseits die sogenannten Gemeindefesttage als Lummefeld der Kraft und Beweglichkeit. Und hiermit hatte es folgende Bewandnis.

Galdenstein gehörte infolge des ausgedehnten kommunalen Grundeigentums zu den reichsten Gemeinden des Landes, und einem guten alten Brau gemäß gelangte immer nur ein Teil des abzufahrenden Holzes zur Versteigerung, während ein anderer gleichmäßig unter die verheirateten Bürger verteilt wurde. Bei Wintersanbruch zeichnete der Mannwart jedem Anwärter seinen Sieb aus und um Neujahr herum, bei günstigen Schneeverhältnissen, zog dann mählich mit Art, Säge und Schlitten hinauf.

Da hatte auch Jörg Sagentobler seine großen Tage. Und heuer bekamen diese noch eine besondere Weihe durch Heinrichs Gegenwart. An dem verabredeten Morgen klopfte er schon an dessen Kammertür, noch eh es recht hell war. Heinrich fuhr aus kurzen, dämmerhaftem Schlummer auf, und die Erinnerung an den Zusammenstoß an der Wolfsbalde fiel über ihn her wie ein wildes Tier.

Nach Mitternacht heimgelassen, müdgelassen, steifgefroren, war er schließlich wider Willen eingeschlafen.

„Es war dem bald Zeit, — heißt es, wenn Schneid am Mann ist!“ hörte er Jörgs Stimme. „Bleib's dabei?“ Trotz seinem Glend, der inneren und äußeren Beräglichkeit, hatte Heinrich noch eine lebhaftige Ahnung von der Freude, die er dem anderen einzig durch sein Dabeisein machen konnte. Nun standen ja die Dinge so, daß es nicht mehr darauf ankam, wann er das Haus und den Ort verließ.

„Ja, ich komme — einander nach!“ sagte er und dachte so für sich: „Damit ich daheim wenigstens eine Seele habe, die zuweilen freundlich an mich denken mag!“ In Pausen, während denen er mit einem Strumpf oder Schuh in der Hand ratlos an die Wand starrte, zog er seinen kurzen Rodenanzug an und Gamaschen über die Schuhe, denn Kanonenstiefel hatte und brauchte er keine.

Marei, die — nur durch eine dünne Bretterwand von ihm getrennt — jedes Geräusch hören konnte, stand auch erst jetzt auf. Von diesem Tage an gedachte sie dauernd daheim zu bleiben.

In der verfloffenen Nacht hatte sie Heinrich zuerst aus Angst vor einem „dummen Streich“ auf Schritt und Tritt begleitet, bis er wütend über sie herfiel und dann schnelfähig die Flucht ergriff. Zu Hause harrete sie jedoch von Stunde zu Stunde ruhiger auf seine Wiederkehr. Je mehr sich das tolle Mädchen in des Geliebten Zustand versenkte, um so fester wurde ihre Zuversicht. Mit ihrem Gewaltstreich konnte sie zufrieden sein, hatte sie den Abtrünnigen zurückerobert, wie sehr er sich auch zuvörderst dagegen sträuben mochte. Wahrlich, sie kannte ihn besser als die andere, das wohlgeborene Fräulein! Und Elisabeth Stadler war dazu noch viel zu hochmütig, ihm auch nur den kleinen Finger jemals wieder zu reichen, während die Verschmähte sich ihm nur noch inniger als zuvor verbunden fühlte. Auch wußte sie ganz genau: Heinrich Anderegg bedurfte ihrer Liebe jetzt ebenso sehr, als des täglichen Brotes. So verlassen und verkauft, wie er plötzlich war, fand er niemals die Kraft, sein Bündel für Zeit und Ewigkeit zu schnüren, wieder in die ungasliche Welt hinauszupilgern. Er vermochte nicht mehr ohne eine Seele zu sein, die ihn fächelte mit Bärtlichkeiten, die er ansehnern konnte mit seinem Ehrgeiz, um sich selbst am Widerschein der eigenen Blut zu erquicken. Wie oft hatte

er, gleichsam im Nachhall der in ihren Armen genossenen Seligkeit, vertraulich zu plaudern, zu prahlen begonnen von künftigen Taten, die alle Welt in Erstaunen setzen würden! In solchen Momenten durfte sie ungestraft auch für sich ein Bläschen an der Sonne seiner Gunst beanspruchen; es wurde ihr immer großartig verheißen, und sie glaubte ihm gern, obwohl das nur phantastische, kindliche Spiele schienen. Aber von nun an mußte Ernst daraus werden. Sie mochte nicht in Armut und Schande zurückbleiben, wenn es mit ihm wirklich aufwärts ging. Darum galt es, hinfürder mit mehr Klugheit zu schalten über die Mittel, die ihr geliebten waren, ihn weiter zu fesseln. Noch hatte er nicht erfahrt, was unter ihrer Brust für ihn erblühte! Vorerst sah er dahinter nur ein Schreckgespenst: die lästige Frucht der freien Liebe! Doch Geduld! sie wollte ihm bald Herz und Augen öffnen für die anziehende Seite der Erscheinung. O, sie war mächtig genug, ihm ein Rätsel aufzugeben, daran er nicht müde wurde zu denken, bis sie ihm selbst die glückliche Lösung zu Gemüt führen konnte.

Als Heinrich um Mitternacht behutsam die Stiege erklimmte, rührte Marei darum kein Glied und schief sogar, nachdem er selbst bei Tisch und Beh unter die Decke gekrochen, mit einem halb vergessenen Verzaget lächelnd ein. Und jetzt vollends kam es ihr vor, als seien die schönsten Weisheiten ihres Lebens im Anzug. Schnell schlüpfte sie in das rote Kattunhaarkleid mit Tüllspitzen, das sie erst kürzlich noch von ihm zum Geschenk erhalten hatte und eilte, ihm zuvorkommend, hinunter in die Küche, wo sie mit ihrer Inurrigen Mutter eine kurze, aber wirksame Unterredung pflegte. Die Folge davon war, daß Heinrich bei seinem Eintritt in die Stube nur freundliche Gesichter traf und den Frühstückstisch über die Mahen trefflich bestellt fand. Der Nibbel — ein Maisgericht, ähnlich der Polenta — dampfte in der Schüssel und erfüllte das ganze Zimmer mit einem würzigen Geruch. Auch der Kaffee hatte noch schnell eine Gehaltszulage bekommen. Daneben winkten, als besondere Gruppe, lieblich durchgezogene Scheiben Schweinespeck, Weizen- und Roggenbrot, zwei Flaschen Sekt und eine kleinere mit Kirschbraunwein, — die Wegzehrung für die beiden Holzhaue.

Marei kam erst, als die anderen schon beim Sämause waren, aus Putters Kammer hervor, wo sie sich in Eile, aber dennoch hübsch frisiert hatte. Sie trug ihr Kind auf dem Arm, das sie mit Ciapopeia zum Lachen und Strappeln brachte.

Heinrich ließ den Kopf sinken. Er hatte sie längst unterwegs nach Trenstadt vermutet. Sie tat übrigens nicht dergleichen, als sei auch nur ein Wölklein zwischen ihn und sie getreten. — Und gestern abend lag sie da wie eine, die nur noch aufsteht, um geradeswegs ins Wasser zu springen! Glaubte sie etwa, daß ihr verfluchter Streich ihn nun für immer wehrlos in ihre Hände gab? Noch einmal überließ ihn der funkelnde Haß; es fehlte wenig, so wäre er wieder auf und davon geschossen.

Marei, die, während sie dem Kinde die Milch einflößte, trotz dem Halbdunkel schielend jede Miene und Bewegung wahrnahm, zitterte auf ihrem Stuhl. Sie hielt vor Bangen die Flasche so hoch, daß die kleine plötzlich keine Luft mehr bekam und alles prustend wieder auswarf.

„Gib her, Tolpatsch, der Du bist!“ schalt die Base, der verwirrten Tochter so kind wie Flasche unwirksam entzweihend. „Du bringst es sonst noch um vor lauter Kopfsichtigkeit!“

Marei ließ es achlos geschehen. Sie war Heinrichs Blick begegnet, der sie mit allen Schmähungen treffen, bejubeln sollte, aber sie hatte ihn so liebevoll und flehentlich ausgehalten, daß er den seinen errötend senken mußte. Da Jörg gerade aufstand, ging sie wortlos daran, den Proviant in den Korb zu packen.

„Daß Du Dich nur um Gottes willen nicht übernimmst, Geiri, und meinst, Du müßtest es dem Großen in allem gleich tun!“ sagte die Base besorgt.

„Wenigstens leg die Ketten unter — wenn Du wieder so übertrieben aufladen willst!“ setzte der Vetter hinzu. Jörgs rotbäckiges Antlitz strahlte vor Vergnügen.

„Wenn ihn das Schlottern ankommt, ohne — meinet-

wegen!" meinte er drollig und steckte die kurze Deckelpfeife in Brand.

"Mit Dir nicht!" erklärte hingegen der Begleiter und das war keine geringe Auszeichnung.

"Aber Gnad Gott Dir, Baghals, wenn er nicht mit heiler Haut wiederkommt!" kam die Waise noch unter die Haustür nachgelaufen. Item, sie habe keine ruhige Stunde bis dahin, denn gestern sei unversehens Heinrichs Bild von der Wand gefallen und heute nacht sogar die Uhr stehen geblieben. Bei solchen Zeichen hätte ihre selige Mutter keinen ins Holz ziehen lassen. Allein sie wurde nur ausgelacht. Jörg holte den breitkufigen Holzschlitten hervor, prüfte seine Festigkeit, warf den Zugriemen über die Achsel und faßte das Behikel an den geschwungenen Hörnern. Heinrich legte die Axt zünftig auf die Schulter und so zogen sie gleich Landsknechten in die raue Waldschlucht.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Terrier.

Von Hans Hyan.

Die blasse Lene, ein großes Mädchen, fast mager, aber mit vollen, spitzen Brüsten, die sie ganz jeszejonistischer trug, ging ihren gewohnten Weg um die Elässer-, Vorjig-, Tied- und Chaussee-straße herum. Es regnete ein wenig, und Lene, die sowieso ein bißchen erkältet war, überlegte ernstlich, ob sie's nicht für heute aufgeben sollte. . . . So dicht vorm Ersten ging das Geschäft immer schlecht, bloß gerade zum Ersten brauchte man doch Mietsgeld. . . . Lene hatte ihre eigene Wohnung, sie war sparsam, und sie hätte sich lieber den kleinen Finger abgebissen, als daß sie nach der Klasse gegangen wäre und etwas von ihrem kleinen Kapital abgehoben hätte. . . . Es war schon genug, daß das Kind jodiel kostete, jeden Monat dreißig Mark Pflegegeld. Und dabei wußte sie nicht einmal, von wem? . . . Zum Lachen! . . . Aber süß wars doch! . . . Jetzt, wenn sie hintan zu der Pflegemutter, dann setzte sich der Kleine schon auf in seinem Bettchen und lachte und machte das Mündchen auf und wollte was erzählen. . . . Sie hätte ihn ja so gern selber gehabt, aber wer sollte ihn da warten, wenn sie weg war, den kleinen Joachim? . . . So hatte sie ihn nämlich nach einem blonden Leutnant genannt, der in der fraglichen Zeit mehrfach bei ihr gewesen war. . . . Und ihr heißer Wunsch war, ihr Kind möge so wie dieser lebenswürdige Mensch werden. . . . Ja, wenn sie den hätte behalten können! . . . W ändern, einen von der Sorte, wie die übrigen Mädchen sie hatten, den wollte sie nicht, da konnte sie ihr Geld ja ebenso gut in die Spree schmeißen! . . .

"Na, is nischt los heute, was?"

Lene schral zusammen. Eine Bekannte war's, die schwarze Ella, die denselben Strich hatte; die lehnte jetzt um und ging, der "Sitte" wegen, in vorichtigem Abstand hinter der Blonden her; so plauderte sie.

"Det is heite wieder mal sone rechte Bessfarbe," meinte die schwarze Ella, "aba det wech id schon imma, wenn mir gleich friehmorjens die Reese judt, denn sibbts eene Pleite nach de andre! . . . Sehtje dabriebe den Ollen, den mit de Brille, der hat mir vorhin anjequasselt, ob id nich mit'n int Restorang jehn wollte. . . . In dabei meent er'n Wsjinger, son Kulpel . . . Wat soll id 'n da . . ."

Passanten drängten sich zwischen die beiden Mädchen, dadurch gerieten sie auseinander. Lene sah sich noch um, aber Ella mußte auf die andere Straßenseite abgebogen oder mit einem Manne umgekehrt sein. Sie selbst durchmaß mit ihren schlanken Beinen den gewohnten Weg mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes. Sie wußte gar nicht mehr, daß sie da lang ging. Nur wenn sie müde wurde, fielen ihr die Hauseingänge, die Inschriften an den Häusern und Läden auf, die ihr dann plötzlich fremd und überflüssig vorkamen. Sonst war ihr der Umgang gleichgültig wie ihr Leben. . . .

Bei dem Uhrmacher an der Ecke sah sie, es war eben acht. Da wollte sie wenigstens einen Augenblick raufgehen und 'ne Stulle essen. Aber sie zögerte immer noch, wie sie in die Tiedstraße, in der sie wohnte, einbog. Oben bei ihr war's auch so öde, bloß Pips war oben, ihr Terrier. . . . Der war ihr vor zwei Jahren zugekauft, auch an solchem trüben, regnerischen Abend. . . . Ein ganz kleines Hündchen war es damals noch. Und sie wollte ihn auch erst gar nicht haben, er kostete doch . . . Aber schließlich, wie sie ihn all ihren Bekannten anbot, wie keiner ihn haben wollte, da brachte sie's doch nicht über ihr Herz, ihn wieder rauszujagen. . . . Und später, als er dann sehr schön wurde und sich als ein ganz echter blac and ten-Terrier entpuppte, da hätte sie ihn oft verlaufen können. Aber Lene dachte nicht daran, ihr Pips was das einzige Geschöpf, das sie lieb hatte und ihr treu war.

Sie ging über den unheimlichen Hof der Mietskaserne. Hier hätte auch wohl 'ne Laterne angesteckt werden können! Aber natürlich, die armen Leute, die müssen mit allem zufrieden sein! Und besonders fiel Wenn sie sich mußte, dann slog sie einfach

raus! Ihr Geld nahmen sie ja, aber verdienen sollte sie's wo anders! . . .

Schon war sie auf der von einer offenen, kleinen Gasflamme schlecht erleuchteten Treppe, da fiel ihr plötzlich ein, sie hatte ja keine Butter mehr. Und sat, sat, gings wieder runter.

Wie sie eben in den Butterladen rein wollte, sprach sie einer an. Gewohnheitsmäßig und doch stets mit derselben Schärfe überflog ihr Blick den Mann. . . . Ein behender, nicht sehr großer Mensch, der sicherlich Kräfte hatte. Er trug Stulpenstiefel, in die er die Hosen hineingesteckt hatte, eine dunkle Zoppe und eine Filzmütze, mit an den Seiten aufgeklappten Krempe, wie die Landleute sie tragen. Trotzdem sprach er berlinisch, und Lene sah im Schein der Laterne, daß die Augen einen scharfen, blinkenden Ausdruck hatten.

Ob er sie begleiten dürfte?

Sie sagte nicht gleich ja oder nein. Vielleicht war ihrer Natur das Mißtrauen überhaupt eigen, vielleicht hatten es auch die in der Großstadt immer wiederkehrenden Verbrechen geschärft, welche auch die gleichgültigen Naturen aufrütteln. Sie fragte den Mann aus. Und er gab über sein "Boher" und "Wohin" mit einer Freundlichkeit Auskunft, die sie beruhigte. Aber er drängte hinaufzukommen. . . . Warum er's denn so eilig hätte? Sie wollte erst noch Butter holen, zum Abendbrot. Und sie ging in den Laden, an dessen Schwelle er sie vorhin angesprochen hatte. Drin mußte sie ein bißchen warten, es waren viele Kunden abzufertigen, jetzt um die Abendzeit. Und da fielen ihre Blicke unwillkürlich auf die Schaufensterscheibe, hinter der sie sein Gesicht sah. Die elektrischen Flammen machten es so deutlich wie am hellen Tage: Das Gesicht war gelb, mit braunen Sommersprossen überfät, der Bart ging um Wangen und Kinn spitz zu und war fuchsigbraun, seine scharfen Augen aber, deren Weiß blutige Flecken zeigte, glitten wie rastlose Tierchen in dem hellerleuchteten Laden umher und blieben bald an der Verkäuferin, bald an Lene selber hängen. . . . Wie aber jetzt auch die dralle Buttermamsell dorthin sah, war der spitzbärtige Kopf plötzlich von der Schaufensterscheibe verschwunden. . . .

Als Lene mit ihrer Butter herauskam, stand der Mann rechts von der Tür vor einem anderen Laden.

"Du machst doch so lange," sagte er.

Sie lachte und meinte:

"Du kannst woll nich warten?"

Dann gingen sie hinüber nach ihrem Hause. Auf dem dunklen Hof wollte er den Arm um Lenes Taille legen, sie entwand sich und lachte wieder.

"Wie kann man bloß so verliebt sein! . . . Warte doch! . . . wir sind ja gleich oben! . . ."

Er kniff sie in den Arm, daß sie leise schrie.

"Du bist so'n reizender Puffel! . . . Ich war gleich ganz wech, wie ich Dir jesehen habe! . . ."

Das schmeichelte ihr doch. Und daß er ihr statt der rohen Bemerkungen, die sie oft hören mußte, Liebes sagte, das machte ihr seine wenig sympathische Erscheinung angenehmer. Wie er dann oben ihre kleine Wohnung lobte, auf deren Nettigkeit und Ordnung sie stolz war, da hatte er sie vollständig überwunden. . . .

Sie ah. Er habe keinen Hunger, meinte er. Aber er sah neben ihr auf dem Sofa, blieb ihr ins Ohr, küßte sie auf den Hals, der aus dem schnell übergeworfenen Morgenrock zart herortrat, und flüsterte allerhand in sie hinein, das sie zum Lachen brachte. Jetzt lachte er.

"Was murkst denn da so? . . . Hast Du etwa 'n Köter?"

Sie war der Ansicht, er frage nach einem Hunde. Und wußte auch wohl, daß der Terrier, der unterm Bett lag und dazu erzogen war, sich in Gegenwart von Besuchern ganz still zu verhalten, wahrscheinlich im Schlaf geschönt hatte. Aber sie verheimlichte das Tier stets: manchen war die Gegenwart des Hundes unangenehm, und andere machten Bemerkungen darüber, die Lene kränkten.

"Ich habe nichts gehört," sagte sie mit der ruhigen Lüge, zu der dieses Gewerbe mit Sicherheit jede Frau erzieht.

"Na, ich meine 'n Kerl! . . . Ob De etwa 'n Luden hier hast?"

Sein Gesicht war bei dieser Frage voll bösen Argwohns.

Sie lachte laut auf. . . . Ne, mit so was, da gäbe sie sich erst gar nicht ab! . . . Sie könnte ihr Geld besser gebrauchen! Und später, wenn sie mal alt wäre, hätte sie wenigstens 'n paar Kröten! . . .

"Jewih!" sagte er, "n Sparlassenbuch is 'n Sparlassenbuch! . . . Bloß so wenig Zinsen bringt's dal! . . . Hast denn schon viel drauf?"

Nun ließ sie sich verleiten, zu prahlen, und verdoppelte noch die Summe, die sie in der Tat gespart hatte. Sie sah nicht das habgierige Auffunkeln in seinen wie mit Blut betupften Augen.

Eben wollte sie aufstehen und das Geschütz zusammenstellen, da legte er den Arm um ihren Nacken und sagte:

"Mach 'n Aufj!"

Sie bog sich halb widerwillig hintenüber, da — ein Knack! ihr ganzer Körper warf sich empor und ihre Hände griffen nach seiner Faust, die ihre Kehle gepackt hielt und mit einer fürchterlichen Kraft zusammenbrückte. Er hatte sie aufs Sofa lang hingeworfen und war über sie, sie mit der Rechten erdroffelnd, während seine Linke ihre nach seinem Kopf hinfallenden Äugeln abwehrte.

"Hülse!" gurgelte sie, "Hülse!" . . .

Und auf einmal — der Verbrecher sah das in seiner Erregung nicht — kam es wie ein schwarzer Ball unter dem Bett

herborgefchossen! Das war der Terrier, der mit einem einzigen Sprung auf dem Sofa war und dem Mörder ins Gesicht fuhr. Er biß nicht, dieser kleine, treue Kerl hing sich mit seinen dolchspitzen Zähnen in das härtige Gesicht des Muehlers, der vor Schmerz laut aufbrüllte und die Kehle seines röchelnden Opfers loslassen mußte, um den wütenden Hund fortzuziehen.

Aber kaum bekam Rene Luft, so stieß sie so gellende Schreie aus und wehrte sich so verzweifelt, daß der Kerl, der genug zu tun hatte, den Terrier von sich abzuwehren, sie lassen mußte.

Während er sich, immer wieder von dem Terrier angegriffen und mit den Füßen nach dem Hunde tretend, zurückzog, drohte er, die Faust schüttelnd, dem Mädchen:

„Barte nur, Du! . . . Dir krieg' ich doch noch!“

Die Tür ließ er hinter sich offen. Und Gips bellte ihn noch auf der Treppe nach.

Rene sah auf dem Sofa, sie weinte. Weniger aus Schmerz oder Angst; was ihr so fürchterlich schien, das war ihr selbst nicht einmal ganz klar. . . . „Zimmer beschimpfen sie ein' und spucken ein' an,“ schluchzte sie, „un wenn mal einer kommt, der anständig is, denn is es 'n Mörder! . . .“

Dann sah sie den Hund, der wieder hereinkam. In einem wilden Zärtlichkeitsausbruch nahm sie den Terrier an ihre Brust und küßte ihn unter Koseworten und strömenden Tränen. . . .

Memoiren einer Sozialistin.*)

Jean Bily Braun erzählt in diesem interessanten Buche von ihren Kindheits- und Jugenderinnerungen, den Etappen, in denen sich ihre Loslösung aus der Denkweise ihres militärisch-feudalen Milieus — der Vater war ein hoher preußischer Offizier — und endlich, unter schroffem Bruch mit der Familie, ihr Uebergang zum Sozialismus vollzog. Bei aller Fülle der Erlebnisse und Eindrücke, der gesellschaftlichen und Herzensbeziehungen, der Landschaften und Städtebilder, die sich hier vor dem Leser aufrollen, gibt die Darstellung jener allmählichen, durch Pausen und Rückschläge vielfach unterbrochenen Entwicklung dem ganzen doch ein einigendes Band, eine über das nur biographische Interesse hinausreichende Bedeutung der Peripetieen.

Charakteristisch, ein symptomatisches Vorzeichen des späteren Strebens nach Eigenartigkeit und Selbstständigkeit ist bei dem Kinde der frühe Gang, sich abseits von den anderen im geheimen eine eigene kleine Phantasiewelt auszubauen. Sie verhängt an Büchern, was ihr irgend in die Hände fällt, und zimmert sich in einer verborgenen Ecke ihres Stübchens einen Tempel zurecht, dessen Allerheiligstes eine vom Kamin den Eltern weggestohlene, von ihr als Bildnis des germanischen Lichtgottes Baldur verehrte Apollostatue bildet. Der Unterricht durch einen verständigen Hauslehrer weckt rasch das kritische Bedürfnis, die Zweifel des Verstandes.

So vorbereitet wird die Konfirmationszeit für sie, wie für so viele nach innen gelehrte, schon vom Ernst persönlichen Verantwortungsgefühls berührte Kinderherzen, zu einer Zeit qualvollster seelischer Zerrissenheit. Der Pastor, bei dem sie den Unterricht erhalten soll, leitet seine Seelsorge damit ein, daß er die Eltern von einem säkralischen ihm zugetragenen Gedankensprel des Töchterchens in Kenntnis setzt. Sie habe im Gespräch mit einem Schüler erklärt, der Pfand der Christi erische ihre nicht anbetungswürdig, da doch jeder gute Mensch freudig zu sterben bereit sein würde, wenn er wüßte, daß er damit die Menschheit erlösen könne. Unzählige andere wären aus weit geringeren Ursachen in den Tod gegangen. — Seiner Einladung, die Konfirmation möchten mit allem, was sie bedrückt, zu ihm kommen, leistet sie vertrauensvoll Folge, und beäugt in trüben Andeutungen von Träumen und Vorstellungen, die sie als Schuld empfindet, doch vergebens abzuwehren sucht. Seine Antwort ist eine Verweisung auf den christlichen Glauben, und dann, nachdem er durch ein Examen herausgebracht, sie lese Goethe, eine Anzeile bei den Eltern, die das „Rettingswerk“ durch die Verschließung des Bücherchranks unterstützen sollen. Ihre Versuche, sich durch eifrige Verlesung in die Bibel zum Glauben zu überreden, scheitern. Selchs, des englischen Atheisten „Königin Mab“ begeistert sie, und es reißt der Entschluß, um keinen Preis von dem, was sie für wahr hält, abzuzweichen. Lieber von Haus entfliehen als unter dem Zwang einer sinnlosen Sitte ein Bekenntnis, gegen das Gefühl und Verstand rebellieren, beschwören. In einem Schreiben an den Pfarrer formuliert sie Wesen und Gründe ihrer Ungläubigkeit, um zu guter Letzt — wie solche Konflikte für gewöhnlich ausgehen — sich doch zu unterwerfen. „Einem aufgelegenen Mhrwerk gleich sagte ich, ohne zu stoden, in der Kirche die drei Artikel auf. Und währenddem fühlte ich die vielen hundert Augen auf mich gerichtet — gepannt, höhnend, triumphierend. Danach war es einen Atemzug lang totensill, ehe der Pfarrer von jeder einzelnen das persönliche Bekenntnis zu den gesprochenen Worten abnahm und den Segen erteilte. Ich war die letzte. Er hob die Stimme bedeutungsbevoll, als er sich mir zuwandte. Sage nein — sage nein, Kiang es in mir. Angstvoll hilfesuchend sah ich um mich: Auf das

gütige verzeibende Lächeln meines Vaters fiel mein Blick, auf den leise liebevollen Blick meiner Mutter. — „Bekennst Du Dich von ganzem Herzen zu unserem allerheiligsten Glauben, so antworte: Ja.“ — Ja, Kiang es laut und raub durch die Kirche: War das wirklich meine Stimme gewesen? Mechanisch nierte ich nieder wie die anderen. Ob wohl die Schleppe richtig lag, dachte ich stumpsinnig, und etwas wie Neugierde nach dem Spruch, den mir der Pfarrer geben würde, regte sich in mir. „Darum frenet Euch nicht, daß Euch die Geister untertän sind, sondern daß Eure Namen geschrieben sind im Himmel.“ Das fuhr wie ein Peitschenhieb auf mich nieder. Mein Name und im Himmel geschrieben!! Hatte ich nicht eben vor Gottes Altar einen Meineid geleistet!“

Der schweren Seelenkriese am Ausgange des Kindesalters folgen Jahre eines zerstreuten, nach außen glanzvollen, innerlich unbefriedigenden Gemüthslebens. Die Gesellschaftskreise, in denen es sich abspielt: ostelbliches Junkertum, süddeutsche Patrizierfamilien, westfälischer Adel im alten Münster sind anidautlich skizziert. Ueberall verwöhnt und umschmeichelt und voll Begier, im Wettkampfe der Eitelkeiten Triumphe zu feiern, empfunden sie den feindlichen Gegensatz zum Geiste dieser Welt doch immer wieder als Warnung und Mahnung. Der bourgeoise Wohlthätigkeitsport, in den sie eine Augesburger Verwandte einführt, gibt ihr eine erste Vorstellung davon, was Armut heißt, und weckt ein unverdorben elementares Gefühl empörter Auflehnung. Wie war es möglich, solches Unrecht geduldig zu ertragen? In eleganter Karosse, an den Scharen müder Arbeiter vorbeifahrend, kann sie nicht begreifen, wie diese Menschen gleichgültig, manche gar mit einer Miene der Bewunderung auf sie und ihresgleichen blicken. Mügte die Armen nicht Hut packen, daß sie den nächsten Stein annehmen und ihn den reichen Hausknechten ins Gesicht schleuderten?! Wie falsch und hohl nahm sich an Taffaden gemessen das ewige Predigen von Demut und Gehorsam aus? Sei du, was es, du selbst zu sein — das Kiang ihr, unauslöschlichen Eindruck hinterlassend, aus den ersten Worten, die sie von Nieyche las, entgegen. Aber niemand war da, die rings sich türmenden Rästel zu lösen, der unklar wogenden Empfindung Halt und Ziel zu verleihen, und so rollte das Leben, die Empfindung der Leere immer sämmerhafter gestaltend, in den gewohnten Bahnen weiter. Matt und müde, denkt sie bereits daran, um in der Sorge für ein Kind ihrer Existenz einen Gehalt zu gewinnen, die Gelegenheit einer „Vertunftsheit“ zu ergreifen. Indessen bei dem großen westfälischen Bergarbeiterstreik im Jahre 1889, dem sie aus nächster Nähe zuschaut — die Schilderung gibt manche zeitpsychologisch sehr interessante Details — treibt er der Gegensatz der Ansichten noch rechtzeitig zu einer scharfen Auseinandersetzung mit dem preußisch konserbativen Kreier.

Dann siedelt die Familie nach Berlin über. Der Vater hat inzwischen, bei Majestät wegen einer Manöveraffäre in Ungnade gefallen, den blauen Brief erhalten. Nun sind endlich Vorbedingungen geschaffen, unter denen die zurückgedrängte, in der Enge der Verhältnisse verkrümmende Kraft, von neuem Hoffnungsbau geschwehelt, die Dämme bricht, den Weg zur Freiheit findet. Es ist die Zeit unmittelbar nach der Ansetzung des Sozialistengesetzes, voll frischer Bewegtheit auf politischem wie ethisch-religiösem und literarisch-künstlerischem Gebiete. In dem jung aufstrebenden Naturalismus regt sich kritisch revolutionärer, allen Autoritäten feindlicher Geist. Egidy, der ehemalige Gaiarenobersst — in den Grundzügen seiner edlen weltfremd vertrauensseligen Persönlichkeit hier sehr markant beleuchtet — wirbt Anhänger für sein dogmenfreies, einiges Christentum. Georg von Gizghy, ein aus der Abstraktheit utilitaristischer Moraltheorien zu sozialistischer Ueberzeugung fortgeschrittener, ehrlich idealistischer Universitätsprofessor arbeitet in der Hoffnung, ein Element auch des politischen Fortschrittes zu schaffen, an der Gründung der „Gesellschaft für ethische Kultur“.

Mit allen tritt sie in Verührung. Aber entscheidend für ihre Entwicklung wird nur Gizghy, der gebredliche, an den Rollstuhl gefesselte, in ihrem Elternhause als doppelt Abtrünniger, als Atheist und Umstürzler gehähte Mann. Das strahlende Auge in dem blassen Antlitz, die Vereinnigung kindlicher Milde und überlegen ruhiger Klarheit der Gedanken zieht sie unwiderstehlich an. Ein fördernder Ideenanstausch macht sie bald zu nah Vertrauten. „Lassen Sie mich — bittet er — Ihnen meine guten Freunde die Bücher, aus denen ich selbst gelernt, vorstellen. Sie werden rasch nachholen, was Ihnen an philosophischen Kenntnissen fehlt — und dann — dann werden Sie tun, was mir verlagt ist: Unsere Ideen unter die Massen tragen. — Werde ich es können dürfen?! Meine Eltern sind schon jetzt . . . Er unterbrach mich. Ein harter Zug grub sich in seine Mundwinkel. Wer den Pfug anfaßt und siehet zurück, der ist unierer Sache nicht wert. — So lehren Sie mich Ihre Sache kennen; ich glaube freilich schon von vornherein, daß es auch die meine sein wird. — Sie sollen nichts glauben, wenn Sie zu glauben noch gar kein Recht haben. Das ist die Lehre der neuen Jugend, der intellektuellen Weltlichkeit. Nehmen Sie die Bücher, lesen Sie sie in aller Ruhe und dann sagen Sie mir was Sie darüber und über meinen Vorschlag denken.“

Die Geschichte dieser Kameradschaft ist wohl das eigenartigste Kapitel des Ganzen. Ein Glanz von hochgemutem Zukunfts-glauben und freier Geistigkeit, an die hellen Farben von Fichernisbewußts sozialistischen Roman „Was tun“ gemahnend, liegt darüber ausgebreitet. Freudig fühlt sie, wie ihr Blick, von ihm geleitet, zu immer weiteren Horizonten vordringt. Ein

*) Memoiren einer Sozialistin, Lehrjahre; Roman von Bily Braun. (Verlag von Albert Langen in München. 657 Seiten.)

gefährlicher Anfall, der Vorbote eines frühen Todes, ruft sie von einer Reise an sein Krankenlager. Aus dem Bewußtsein unlöslich festlichen Verbundenheits erwacht der Wunsch, dem häßlichen-schwefelichen Verhältnis, um es gegen die fortwährenden Angriffe der Eltern wie gegen häßliche Verstellungen zu wahren, den offiziellen Stempel einer Ehe aufzudrücken. Der alte Militär rüft über eine solche Schwand, doch der feste Wille der Tochter siegt. Wie in einem „Tal des Friedens“ atmet sie in dem neuen Leben auf, frei von der Angst, dem Streit, dem unterdrückten Jörn, der sie daheim umgab. Die Mächte Ihrer Arbeit nehmen mehr und mehr von der sozialistischen Gedankenwelt in sich auf. In diesem Sinne sucht sie im Verein und in der „Zeitschrift der Gesellschaft für ethnische Kultur“ wie gelegentlich auch in der noch völlig unentwickelten bürgerlichen Frauenbewegung zu wirken, muß sich aber von der Ausföhrlichkeit solcher Bemühungen bald überzeugen. Um so intensiver wird das Interesse, das sie den Kundgebungen der großen proletarischen sozialistischen Bewegung entgegenbringt.

Mit dem Ausblick hierauf schließt der die „Lehrjahre“ behandelnde biographische Roman einzuwirken ab. Die Darstellung, die helle Schlaglichter auf einzelne Persönlichkeiten, auf mannigfache Kreise der Gesellschaft und allgemeine Strömungen der Zeit wirft, fließt in ebennmäßig bewachter, durchsichtig klarer Sprache, die dem Leser wohl tut, fort. Ein zweiter Band — der Titel „Memoiren einer Sozialistin“ deutet auf sein Erscheinen hin — würde vom Leben inmitten der Partei, von der Arbeit im Dienste sozialistischer Propaganda zu erzählen haben. Conrad Schmidt.

Die Kunst in der Diluvialzeit.

Wilhelm Bölsche schildert in dem kürzlich erschienenen Kosmosbändchen „Der Mensch der Vorzeit I“ die verschiedenen aufsehenerregenden Funde, die besonders in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden, nach ihrer Bedeutung. Was das Erstaunen der gebildeten Welt schon groß über die künstlerische Betätigung des Diluvialmenschen, wie sie sich in einfarbigen Zeichnungen und Schnitzereien in Mammutelkenbein und Kienntiergebeinhöhlen offenbarte, so begegnete die erste Kunde von der Anwendung einer Maltechnik im Anfang nur ungläubigem Kopfschütteln. Bölsche erzählt hierüber:

„Schon im Jahre 1880 behauptete jemand, er habe in Nordspanien eine Höhle entdeckt, die an Wand und Decke von prähistorischen Händen mit den prachtvollsten Tierbildern in Farben bemalt sei. Das ging selbst den Kühnsten der Kühnen über die Hut schnur, und der Mann, ein Genosse Don Quichottes, Marcellino de Santuola, wurde gründlich ausgelacht. Mamira hieß die Märschenhöhle. Die Tierbilder führten in höchst charakteristischer, technisch wohlgelegener Darstellung an der Decke ein gehäuftes Gedränge von Wildtieren, Wildpferden, Wildschweinen, Störchen und Steinböden vor, zum Teil in den Umrisen eingehauen und in Schwarz, Rot und Braun sauber ausgemalt. Das, ein moderner Fälscher (es müßte schon ein besserer Tiermaler gewesen sein) sich gerade darauf verlegt haben sollte, einen solchen Höhlenplatz mit allem Raffinement auszumalen, um ein paar Spezialforscher hinter's Licht zu führen, war eigentlich auch ein wenig Punulung. Die Tiere waren solche, die in spätdiluviale Staffage durchaus paßten. Aber was zu bunt war, war zu bunt, hier im eigentlichsten Sinne.

Und doch haben sich die Zweifler auch in diesem Fall allmählich, aber gründlich bekehren müssen.

Ganz langsam siderte in den nächsten zwanzig Jahren die eine oder andere Post von solchen ausgemalten Höhlen doch wieder durch. Ein Lehrer hatte in Südfrankreich eingerichtete Mammutbilder auf einer Höhlenwand entdeckt, fand aber auch zunächst natürlich keinen Glauben. Dann zeigten sich in der Grotte de Vaucluse in der klassischen Dordogne, also dem diluvialen Pompeji selbst, Wandbilder, die Mammut, Wildpferd, Kienntier, also geradezu die diluvialen Hauptvertreter, erkennen ließen. Eine Höhle der Gironde lag bis zum Rand voll Schutt, und erst als man den mühsam entfernt hatte, erschienen, sechzehn Meter vom Eingang entfernt, Mammut und Pferde in Gelb und Rot auf der Wand. Diluviale Tierreste und Werkzeuge lagen gleichzeitig in der Höhle gehäuft. Die Entscheidung gab aber doch erst 1901 die wissenschaftliche Entfaltung der seither weitberühmten beiden Höhlen von Combarailles und von Font-de-Gaume, beide in kleinen Seitentälern des immer wieder in seinen Entfaltungen und Schätzen einzigartigen Vezereals gelegen. Nachdem angesehene deutsche Fachleute die Angaben der französischen Forscher gerade an diesen glänzendsten und beweisensten Stellen selbst nachgeprüft und rückhaltlos anerkannt hatten, war das Eis wieder einmal gebrochen. Auch dieses letzte und höchste Wunder diluvialer Kunst stimmt. Seither sind noch über ein Dutzend solcher „Wilderhöhlen“ in Südfrankreich und Spanien enthüllt worden. Das Leute, die so ziellich schnitzten und Bilder auf kleinstem Raum in schwierigstem Material ritzten, in Winterstunden der absoluten Kälte auch ihre Höhlenwand oder Höhlenbede zu den Raunen ihrer Kunst herangezogen haben sollen, kann an sich ja wieder gar nichts so sehr Besonderes haben. Eine flache Lampe aus rotem Sandstein, in der man noch die Wirkung des

verbrannten Tierfettes bemerkt, gefunden in einer der Wilderhöhlen neben Feuersteinlingen und angebrannten Kienntierknochen, scheint uns noch eine gute Illustration dazu zu geben. Es liegt kein direkter Grund vor, diese Lampe als prähistorisch anzusehen, obwohl ihre napfartige steinerne Mulde selbst aus einem anderen Grunde mannet: in einer Welt nämlich noch ohne Kenntnis von Töpferei; so nahe scheint man das künstliche Gefäß also schon vor Augen gehabt zu haben im lichtsüchtigen hellsten Lichtkreis — und doch hat man die andere Technik noch nicht gesehen! Daß die Leute Harzblöße zur Hand hatten, haben wir auch schon bemerkt. Was am meisten also eigentlich paßt, ist wieder die Kombination: daß die gezeichneten Tierbilder nun eben auch gefärbt wurden — und dann die Größe, ein gewisser neuer Bruch, ein Grandioses des ganzen Stils. Von magischen Beschwörungsbildern ist hier gewiß keine Rede mehr: man sieht ganz ersichtlich vor reiner Kunsthand. Was muß das aber schon für ein reiches Phantasieleben gewesen sein, das beim unsteinen Lichtschein in solchen tiefen, engen Höhlenhöhlen das ganze Leben und Treiben der Jagd da draußen noch einmal erstehen ließ, nicht bloß als Traum, sondern ungekehrt in künstlerische Bilder, die nach so viel Zeit noch in ganzer Frische heute vor uns stehen, während all das, was einst diese Jägeraugen als „wirklich“ gesehen hatten, selber verschollen und versunken ist, wie ein wilder Traum!

Die ganze Pracht der diluvialen Malerei zeigt die Höhle von Font-de-Gaume. Der Bau dieses Schachtes ist verwickelter. Eine breitere Vorhalle macht noch am ehesten den Eindruck eines Anlaufs zu einer richtigen Stalaktitengrotte mit Tropfsteinfäulen. Dann geht's durch eine Art enger Felsspalte aber erst ins Allerhellste, auch hier wieder einen ziemlich engen, doch etwas höheren Stelergang. Und da drinnen ist nun diesmal regelrecht gemalt worden. Manganschwartz und Oxiderde sind wie in Mamira die chemische Voraussetzung, sie ergeben in Mischungen alle Töne von Rot über Braun zu tiefschwarz. Die Umrisse der großen Tierkörper sind auch hier vielfach eingeritzt und schwarz durchgezogen, die Innenfläche aber ist dann noch naturgemäß ausgemalt, vor allem in Braun und Rot. Wir kennen ja solches Rotbraun aus den färblichen Funden direkt als Mammutfarbe, kennen es auch von unseren lebenden Przewalski-Wildpferden, unseren asiatischen Wildsejeln und unseren wenigen noch ausdauernden europäischen Wientieren. Und da ist es diesmal vor allem eben der Wient selbst, der so dominiert. 49 solcher braunwolligen Wildochsen zieren die Wände dieses Kartaus. Das gewöhnlichste Jagdwild muß diese heute im Osten unseres Erdteils, in Vitauen und im Kaukasus, schwarz noch vegetierende prächtige Hochwildform damals in Südfrankreich gewesen sein. Nur zwei Mammutbilder finden sich diesmal, spärlich auch Pferde. Dagegen entzückt noch eine Gruppe von zwei weidenden Kienntieren, flitzhaft im erwählten Sinne auch sie, aber mit einem Schprung der charakteristischen Antdentungslinien, der gar nicht zu übersehen ist. Ueberwältigend deutlich empfindet man, wie der Kunststil, der etwa in dem Meinen eingeritzten Kienntier des Kiezlerlochs minutiös in den Einzelheiten arbeitet, hier ungekehrt ein durchaus monumentaler, auf die Freskowitzung hin ist.

Aus dem Zurücktreten von Mammut und Pferd gegenüber dem Wient hat man schließen wollen, daß die Malereien dieser zweiten Höhle einem etwas anderen Naturmisten entnommen sein dürften als die von Combaralles, eventuell einem etwas späteren innerhalb der diluvialen Schutzzrenze, wo die Mammutsauna sich schon mehr durch eine Tierwelt zu ersehen begann, wie sie noch lange nach dem Diluvium dann die typische für Europa geblieben ist. Jedensfalls haben uns diese Mammut- und Wientmaler der Vezerealgegend noch eines dazu aus ihrem eigenen Leben berewigt. Mitten zwischen den Jagdtieren tauchen nämlich auf einmal hier unverkennbare Bilder von Fellen auf. Nüchtlige Lederzettel sehen wir da, mit einer Stützstange in der Mitte und einem halbovalen Ausschritt als Eingang. Der Maler, der hier im engen Höhlenschaft von den lustigen Jagdtunden des Sommers phantasierte, gedachte auch der Behangungen, die zu solcher Zeit fern von dem Winter- und Stammaquartier, der Höhle, in einfacher Technik aus Stangen und Fellen hergestellt wurden. Wir aber lernen damit immerhin noch etwas Bedeutendes hinzu: daß das künstliche Haus schon erfunden war, das gelegentlich die Naturhöhle bereits ersehen durfte. In seinem zweiten Zuge scheint so sehr die Idee einer nahenden neuen Kulturperiode herauszukämmern, die nicht mehr in dem Worte „Höhlenmensch“ erschöpft war. Dabei es allerdings auf der anderen Seite durchaus nachfolgend bleibt, daß gerade dieser Fellbau selber damals auch schon eine recht alte Kunst war, wo die Natur überhaupt keine Höhlen bot. Der endgültige Ueberzug vom flüchtigen Fellbau freistehender Jägerstämme zum festen Hausbau und zum Dorf ist gewiß an sich noch ein ganz gewaltiger Umschwung gewesen, und wir haben keinen Anhalt, daß er in der Diluvialzeit schon irgendwo vollzogen worden sei; aber die Voraussetzungen haben auch hier (wie in jenem Fall von Lampenschale und Töpferei) sicherlich viele Jahrtausende lang gleichsam bereitet, gleichsam unvollzogen sich in der Schwere gehalten; der Vollzug erschien dann später ebendeshalb nicht wie ein Auf, sondern wie etwas ganz Selbstverständliches.

In nächsten Jahre wird ein weiteres Bändchen aus Bölsches Feder folgen, das den Menschen der Pfahlbauzeit behandelt.